

# Ways of Worldmaking

## Zur Möglichkeit einer Geo-Graphie aus der Welt

«Das Schwierigste ist hier, die Unbestimmtheit richtig und unverfälscht zum Ausdruck zu bringen.»  
(L. Wittgenstein, 1984)

Ich hab' mich an mein Pult gesetzt und beginne zu schreiben. «Ways of Worldmaking», meinen Vortrag vom Bonner Geographentag, möcht' ich... – ja was? – niederschreiben, zusammenfassen, darstellen, festhalten, wiedergeben...? Ich möchte in geschriebene Worte fassen, was dort gesprochene Worte waren. Heißt das: In schwarzweiße Augenhaltspunkte verwandeln, was beim Vortrag im Ohr vibrierte? Im begrenzten Raum von Seiten verorten, was sich in der Zeitlichkeit des Schalls verflüchtigte? An allgemeinen Bedürfnissen orientieren, was sich dort dem Kontext anpaßte, ja dem Moment (wenn ich mir das gestattete und nicht nur abspulte, was vorprogrammiert war)? Heißt das, in einem «Ich» – allgemeinste aller Äußerungen! – versammeln, was sich dort bewegte und in verschiedene Richtungen wies? In Stoff zum Alleinsein verdichten, was repetitiv war und in gemeinsamer Zeit?

Wenn Übergang von mündlichem Vortrag zu schriftlichem Text *das* heißt, so genügt mir schriftlicher Text nicht. Ich möchte mit geschriebenen Worten erreichen, was gesprochene Worte vermochten. Nicht Propositionen weitergeben, sondern Erfahrungen ausdrücken, ausdrücken in Worten, die Bewegungen sind und Körper, Variation der Stimme, ihre Melodie, ihr Rhythmus... Nicht Aussagen in der Linie eines Arguments postieren, sondern Menschen zeigen, wie sie aussagen, wie sie zu Verständnis und Mißverständnis kommunizieren... Wie den Reichtum einer Situation in geschriebenen Worten unterbringen? Ich möchte schreiben können wie Paul VALÉRY. Oder Gertrude STEIN. Oder halb so gut. Warum, verdammt, war das nicht Teil meiner Ausbildung? Einer Ausbildung<sup>1</sup> zu einem Beruf immerhin, der nicht nur so heißt – Geo-Graphie –, sondern bei dem ich auch die halbe Zeit damit verbringe: Schreiben.

Ein Schreiben hat man mich ja vielleicht gelehrt: *über* die Welt schreiben. Als universaler Aufklärungssatellit über der Welt schwebend Daten und Analysen liefern. So ist es: So ist die Wirtschaftslage, so ist der Wohnungsmarkt, so ist die Lage der Frauen, so ist die deutsche Geographie, so ist DERRIDA, Dekonstruktion und Konstruktivismus, so ist es gut. Da braucht's kein Nachdenken um Sammlung oder Streuung von Bedeutung durch ausgewählte Metaphern und Assoziationen, kein Überlegen, wie durch Wortwahl und Interpunktion die Melodie, den Rhythmus einer Situation entstehen zu lassen? In welchen Kontexten erweist es sich als äußerst

angemessen, sehr lange, und vielleicht auch verschachtelte, von Nebensätzen durchdrungene Sätze zu schreiben? Und wo nicht? Wer als universales Subjekt über die Welt schreibt, muß sich darum nicht sorgen. Unabhängig von allen Kontexten sollen Daten und Analysen verstehbar sein, und unabhängig vom eigenen Kontext sollen sie geschrieben werden. Das genügt. Einen Körper, einen Ort, eine Geschichte, eine persönliche Stimme, Atem und Rhythmus hat er hier sowieso nicht zu haben. Auch Sie nicht. Denn nicht nur die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache feiert. Was will sie also?

Ich will *aus* der Welt schreiben. Genauso, wie ich *aus* meinem Vortrag schreiben will. Das Problem ist das gleiche: Wie schreiben, um einem Reichtum gerecht zu werden, an dem man teilhat, das faszinierende Gewebe einer Situation zu begreifen, in der man sich findet, ein Wissen entstehen zu lassen, das ihr entspricht, das sie nicht reduzieren muß, die Vielfalt nicht reduzieren muß, die Unbestimmtheit nicht beseitigen, sondern sie mit äußerster Präzision beschreibt.

Ich kann schon sagen, warum ich das will: Weil eine Wissenschaft von Menschen mehr leisten muß als eine Wissenschaft, der es um Objekte geht, um Dinge, die selbst nicht denken und für die «selbstverantwortlich» ein unsinniges Attribut wäre. Wenn ich versuche, humangeographisch zu arbeiten, so logisch und methodisch korrekt vorzugehen, wie's dort in den Büchern steht, kommen mir Zweifel:

Werde ich damit den Menschen gerecht? Denen, die ich verstehen will? Mir selbst in meinen Fähigkeiten als Mensch?

Kann ich die Menschen wahrnehmen, ohne ihnen meine Problemsicht aufzustülpen?

Gelingt es mir, über sie nachzudenken, ohne sie wie Gegenstände zu behandeln – wie Gegenstände meiner Planung womöglich sogar?

Kann ich die anderen denken, ohne sie dabei zu meinen, zu von mir definierten «Anderen» zu machen?

Kann mein Denken Wandlungsprozesse begreifen, denken, wie Menschen sich durch Denken verändern?

---

Dagmar Reichert, Dr., Geographisches Institut ETHZ, Zürich  
lrchel

Vermag ich es, meine disziplinäre Teilansicht mit den Teilansichten historischer, physiologischer, psychologischer, anthropologischer, soziologischer oder welcher auch immer Forschung zu verbinden und im Auge zu behalten, daß es ganze Menschen sind, um die es geht? Gelingt es mir in meinen Forschungsergebnissen, die Widersprüchlichkeiten und Unbestimmtheiten im menschlichen Leben auszudrücken?

Gelingt es mir, in meinem Streben nach möglichst allgemeingültigen Erkenntnissen, kultureller Vielfalt gerecht zu werden?

«Wissenschaft von Menschen», «Geographie von Menschen» würde ich erst nennen, wo dies gelingt. Wo dies gelingen *kann* vom Schreiben her. Und wo dies gelingen *kann* von den erkenntnistheoretischen Grundlagen her und nicht nur im praktischen Forschen irgendwie. «Wissenschaft von Menschen», wo dadurch möglich wird, die Welt besser zu verstehen, das eigene Tun sich und anderen verständlich zu machen und aus solchem Verständnis heraus zu handeln. Und mit besser verstehen meine ich, sich wissend gemacht haben, und damit meine ich, sich mit äußerster Effizienz und Geschmeidigkeit – und auch Bewußtheit! – in einer Welt bewegen, optimal abgestimmt sein in ihr, durch eine sehr sensible, sehr differenzierte Haut mit ihr verbunden sein (was geläufig als Wissen gilt, propositionales Wissen<sup>2</sup>, scheint mir bestenfalls ein kleiner Teil davon – doch davon später).

Dazu, daß die erkenntnistheoretischen Grundlagen der heutigen Humanwissenschaften für eine solche Wissenschaft von Menschen meiner Meinung nach nicht ausreichen, wäre viel zu sagen. «Unsere Wissenschaft – griechischer Herkunft – beruht auf der Objektivation. Damit versagt sie sich ein adäquates Verständnis des Subjekts der Erkenntnis, des Geistes», sagt Erwin SCHRÖDINGER<sup>3</sup>. «Die Lebenswelt, in der ich und du, jeder und alle (...) ihr Leben als ungebrochenes Selbst in ihrer vollen Menschlichkeit leben, (...) entgleitet dem Zugriff der Wissenschaftler», sagt Alfred SCHÜTZ<sup>4</sup>, und «er muß, um die intersubjektive Lebenswelt in den Blick zu bekommen, ein künstliches Instrument schaffen, ein Abbild derselben, in dem die menschliche Lebenswelt wiederkehrt, aber beraubt ihrer Lebendigkeit, und in dem der Mensch wiederkehrt, aber beraubt seiner ungebrochenen, vollen Menschlichkeit.» Daß Wissenschaftler sich dessen bewußt sind, ist schon etwas. Ein Grund für radikale Selbstbeschränkung. Weil ich aber nicht glaube, daß eine Selbstbeschränkung der Humanwissenschaften ausreicht, unsere Probleme zu lösen, plädiere ich darüber hinaus auch für eine Veränderung dieser Wissenschaften, d. h. für ein neues, auf neue erkenntnistheoretische Grundlagen gestütztes Verständnis dessen, was im Zusammenhang mit Menschen «Wissenschaft» bedeuten kann.<sup>5</sup>

Aber jetzt war ich zu schnell. Ich komm' ab von der Frage des Schreibens, rutsche gewissermaßen in das, was darunter liegt. Dabei gäbe es, abgesehen von den erkenntnistheoretischen Positionen, mit denen das Schreiben sicher eng zusammenhängt, auch vom Schreiben

selbst her genug nachzudenken, gäben sich in den Erfahrungen des Schreibens die notwendigen epistemologischen Grundlagen zu erkennen vielleicht sogar.

Also: page break, noch mal ansetzen...

Aber Moment! Doch noch eine Bemerkung von seiten der Erkenntnistheorie: «Ways of Worldmaking» nämlich. Diese Worte habe ich Nelson GOODMAN gestohlen. In einem so betitelten Buch schlägt er vor – und damit ist er nicht allein –, die Rede von einer vorgefundenen Welt durch die Rede von einer Vielzahl von Weltbeschreibungen zu ersetzen.<sup>6</sup> Das, was wir uns wünschen mögen, ein festes Fundament, auf das wir unsere Aussagen beziehen können, ein reines Gegebenes, ist uns nicht zugänglich (nicht einmal seine Existenz ist erfragbar). Das «Gegebene ist», wie GOODMAN sagt, «immer schon ein Genommenes»<sup>7</sup>, die Tatsachen schon immer Ergebnisse von Taten. Taten, die an bestimmten Orten mit bestimmten Aufgaben und Zwecken stattfinden und auf andere Tat-Sachen aufbauen: Taten *aus* der Welt.<sup>8</sup>

Aus epistemologischen Positionen wie dieser stellt sich die Frage nach dem Schreiben ebenfalls (das war's, was ich zur Erkenntnistheorie noch sagen wollte!): Wie vorgehen, um deutlich zu machen, ich schreibe *aus* der Welt? Und: Wenn Welten nicht «gegeben» sind, sondern «genommen», gemacht: Wie machen wir Welten in der Geo-Graphie? Sie selbst sagt, wir schreiben sie. Wir sprechen sie aus, bei Vorträgen oder Lektionen, aber zu einem guten Teil zeichnen und schreiben wir sie, erzeugen wir sie durch Verorten von Linien auf Papier. Wie aber mach' ich sie dann *so*, daß Menschen darin Platz haben?<sup>9</sup> So, daß Entwicklungen und Bewegungen darin nicht substantiviert werden und Gedanken nicht abgegrenzt und verdinglicht?<sup>10</sup> So, daß die Spezifik von Situationen beim Übergang in allgemeine Begriffe nicht reduziert wird (und Generalisieren als eine Kunst gepflegt und anerkannt wird<sup>11</sup>), sondern vielmehr im Allgemeinen bewahrt bleibt und ungekehrt im spezifischen Standpunkt das Allgemeine erkennbar wird? Und (um die Frage von oben zu wiederholen) wie mache ich eine Geo-Graphie, in der auch ihre Geographin Platz hat?

Das noch «von seiten der Erkenntnistheorie». Nun aber von den Erfahrungen des Schreibens ausgehen. Von dem, was gerade jetzt geschieht, jetzt, wenn ich versuche, meinen damaligen Vortrag von Bonn hier in einen Text zu bringen, und wenn ich nicht *über* Situationen schreiben will, sondern *aus* ihnen.

Ich glaube, ich muß dazu den *Inhalt* und die *Form* meines Schreibens möglichst nahe aufeinander abstimmen. Ich muß, was ich *sage*, mit dem verbinden, was *sich* in solchem Sagen *zeigt*. Damit nämlich stelle ich mich dorthin, wo ich auch stehe: in die Situation, die ich beschreibe. In einer Bewegung der Selbstanwendung begeben sich mich in die Welt, die mich interessiert, und versetze mich so in die Lage, was ich schreibe, am Schreiben selbst zu erproben: eine Art empirischer Test und gleichzeitig eine Verdichtung. Eine Verdichtung, die durch eine Verdopplung der Situation zustande kommt,

nicht durch ihre Zusammenfassung, und ein empirischer Test.

In gewisser Hinsicht besteht das Geschriebene diesen empirischen Test nie. Aber bevor ich das sage, sollte ich vielleicht sagen, schreiben, daß ... daß die Abstimmung von Inhalt und Form erstens eine Anpassung der Form an die Dimensionalität und Struktur des jeweiligen Inhalts bedeuten kann. Gloria ANZALDÚA, zum Beispiel, verfaßt ihr Buch vom Leben im Überschneidungsgebiet zweier Kulturen, der mexikanischen und euroamerikanischen in Kalifornien, in zwei Sprachen, in zweisprachigen Sätzen vielfach sogar. Damit begegnet man beim Lesen des Buches auch selbst etwas von den Verschiebungen und Verwerfungen dieser Begegnungen (und den in Translationen entstehenden Chancen und Spannungen). Auch andere Anpassungen der Form an die Struktur des Inhalts sind möglich, damit – um eine Metapher zu gebrauchen, die nachdenkenswerte Verbindungen andeutet – «die Erkenntnis nicht weniger gefaltet ist, wie das, was sie erkennt»<sup>12</sup>. Manche solcher Anpassungen – ich habe sie selbst versucht<sup>13</sup> – können sich an klassischen Vorbildern orientieren, an Texten wie jenen PLATONS, GIORDANO BRUNOS oder GALILEIS, in denen im dialektischen Wechselgespräch eine Antwort erst entwickelt wird. Sie können aber auch über ein Merkmal hinausgehen, das für die Klassiker der westlichen Tradition möglicherweise bezeichnend ist, und in der Versammlung von Stimmen und Positionen nicht eine, sondern verschiedene Antworten entstehen lassen, Antworten, die als verschiedene dann auch nicht aufgehoben werden. Beide Formen des Polylogs eignen sich dazu, gesellschaftliche Situationen darzustellen, ohne Verflochtenes linearisieren und hierarchisieren zu müssen.<sup>14</sup> Sie gestatten es der Autorin, als eine unter anderen zu sprechen und dabei ihre Parteilichkeit auszudrücken (eine Parteilichkeit jedoch, die sich aus ihrem In-der-Welt-Sein ergibt und – darin sehe ich den Unterschied zwischen den Anforderungen von Wissenschaft und Politik – reflektiert und offen operiert und nicht strategisch). Vielstimmige Texte zu schreiben macht auch Spaß – für mich zumindest ist das so –, und das mag daran liegen, daß sie Lebendigkeit leichter zulassen oder unterbringen können. Wie sollen wir die Welt beschreiben, wenn die alten Schreibweisen abgestanden und leer geworden sind und das Lebendige nicht mehr zu erfassen vermögen, fragte Gertrude STEIN (eine Frage, die sie zweifellos auch mit ihren kubistischen Malerfreunden teilte). Ihre Antwort lag jedoch nicht nur in mehrstimmigem Schreiben. Von ihrem berühmtesten Diktum: «A rose is a rose is a rose», sagt sie: «Also hören Sie! Ich bin kein Narr! Ich weiß, daß man im täglichen Leben nicht herumgeht und sagt: <is a ... is a ... is a>. Ja, ich bin kein Narr; aber ich denke, daß in dieser Zeile die Rose zum ersten Mal seit hundert Jahren in der englischen Dichtung rot ist.»<sup>15</sup>

Abgesehen von Struktur und Dimensionen sehe ich noch einen zweiten Bereich lohnender Anpassung der Form an einen Inhalt. Dabei komme ich noch einmal auf die erkenntnistheoretischen Positionen zurück, denn wie

man auf ihrer Basis an ein Thema herangeht, kann man in der Form des Schreibens ganz bewußt aufzeigen. Grundannahmen über das denkende Subjekt, über seine Position, über das, was ihm zu erkennen aufgegeben ist, dessen Ordnung und die Quelle(n) dieser Ordnung, Annahmen darüber, was als «Wissen» gelten soll und welche sozialen Praktiken es ermöglichen muß: sie alle bilden das Gerüst zirkulärer Selbststützung, das im Kern jeder erkenntnistheoretischen Position liegt. Diesen Annahmen kann das Schreiben folgen. Das hieße zum Beispiel, wenn man aus irgendeinem Grund doch auf logisch-analytischer Grundlage forscht, auch *aus* dieser Position zu schreiben, d. h. aus einer Position, in der das denkende Subjekt nicht mitgedacht und der Gegenstand des Denkens fixiert wird. Dies anzuzeigen, mag man sich zu Beginn des Textes kurz schütteln und räuspern, bevor man sich dann tatsächlich als definierender Aufklärungssatellit ausgibt – nun aber bewußt.

Ist man hingegen bei der Arbeit von einem dialektisch-hermeneutischen Ansatz ausgegangen, so kann das Schreiben aus der Welt dieser erkenntnistheoretischen Position erfolgen. Dann übernimmt die Autorin eine Doppelrolle und erscheint als schreibendes Ich im Text, während sie sich zugleich als Wächterin der Grenze der Vernunft hinter dem Horizont versteckt – ganz explizit, meine ich. An die anfänglichen Begriffsdefinitionen ist sie beim Schreiben aus dieser Position übrigens nicht gebunden, sie darf vielmehr die Bedeutung der Begriffe vernünftig weiterentwickeln, ganz so, wie MARX es im «Kapital» gezeigt hat und HARVEY bemerkt.<sup>16</sup>

Die Abstimmung der Form auf die impliziten erkenntnistheoretischen Annahmen im Inhalt, dieser zweite Bereich möglicher Abstimmung von Inhalt und Form, ist schwieriger als der erste. Er verlangt radikalere Veränderungen im Schreibstil und – das ist wichtig – gibt dem Schreiben auch je andere Zielsetzungen. Grund dafür ist, daß mit jeder erkenntnistheoretischen Position das Verständnis von «Wissen» wechselt. Schon von der logisch-analytischen zur dialektisch-hermeneutischen Position wechselt es und bei der, die ich für eine Wissenschaft von Menschen suche, erst recht. Da bedeutet «Wissen», wie gesagt, nicht mehr propositionale Sätze, sondern eine Einstellung, die verkörpert und gelebt wird und in Propositionen (aber auch in anderem) lediglich zutage tritt. «Wissen» ist nicht mehr der Name für einen Bestand, sondern für etwas, das sich im laufenden Tun zeigt, in der Kreativität dieses Tuns.<sup>17</sup> Solches Wissen auszudrücken, aber auch auszulösen ist dann das Ziel des Schreibens. Auch dafür kann ich mich an das Vorbild von Gertrude STEIN halten (bei William JAMES hatte sie ja Gelegenheit, sich dazu Gedanken zu machen). Sie schreibt: «Mit dem <was wir wissen> meine ich natürlich nicht, was wir aus Büchern lernen, weil das überhaupt keine Bedeutung hat. Ich meine das, was wir wirklich wissen, wie unsere Sicherheit darüber, wie wir etwas wissen und was wir über die Gültigkeit von Gefühlen und ähnlichen Dingen wissen.

All die tausend Begebenheiten des täglichen Lebens dringen in unser Bewußtsein und formen unsere Ideen

über die Dinge. Also, wenn wir schreiben, schreiben wir; und die Dinge, die wir wissen, fließen unseren Arm hinunter und werden auf dem Papier sichtbar. Noch kurz bevor wir sie schrieben, wußten wir eigentlich gar nicht, daß wir sie wissen; wenn sie in unserem Kopf als Wörter geformt sind, dann ist das ganz falsch, und sie werden wie tot herauskommen; aber wenn wir bis zum Augenblick des Schreibens nicht wußten, daß wir sie wissen, dann kommen sie mit schockartiger Überraschung zu uns.»<sup>18</sup>

Nun aber – wie könnte ich es vergessen – zum Spannendsten am Verbinden von Inhalt und Form: der Bewegung aus ihrer gegenseitigen Prüfung. Die Form, die sich dem Inhalt angepaßt hat, kann im Inhalt selbst wieder angesprochen werden und (kein Kreis<sup>19</sup>, sondern) eine Spirale der Selbstreferenz erzeugen, in der Geschriebenes (was man sagt) und Schreiben (was sich im Sagen zeigt) einander laufend kommentieren und dabei z.B. auch prüfen können. Weil sie einander in dieser Prüfung niemals vollständig standhalten, wird der Text in Bewegung versetzt, die Positionen im Raum der Seite werden zu Bewegungsspuren, und Feststellungen gehen zur Suche über.

Unter den Gründen dafür, *warum* Inhalt und Form einander «niemals vollständig standhalten», gibt es uninteressantere, weil unausweichliche<sup>20</sup>, und interessantere, wählbare Gründe. Der beste zu wählende Grund für einen Widerspruch zwischen Geschriebenem und Schreiben liegt nach meiner Meinung darin, daß eines der beiden seine Grenze erreicht hat und sich nicht weiter anpassen kann. Nach einer solchen Grenze zu fragen und sie zu erkunden, indem man Inhalt und Form aufeinander bezieht und dann verändert und weiterentwickelt und wieder neu faßt und ausprobiert bis dorthin, wo die Spannung zwischen ihnen unvermeidlich wird und sie in Widerspruch geraten, das scheint mir lohnend. Es ist ein Annähern an eine Grenze, ein Erkunden von Grenzgebieten nicht von anderen Gebieten her und nicht mit den Mitteln anderer Gebiete<sup>21</sup>, sondern an und durch sich selbst.<sup>22</sup> Schreibend erkundet man die Grenzen eines Schreibens, erkundet ein Gebiet im Schreiben – Geo-Graphie das?

Was zum Beispiel hier geschieht: Denn das ist nicht, durch Schreiben aus der Welt vom Schreiben aus der Welt zu schreiben. Das ist nicht, durch Schreiben einer Geographie von Menschen von einer Geographie von Menschen zu schreiben. Was ich von beiden habe, ist ja erst der Mangel, eine Frage nach ihnen: *Wie* aus der Welt schreiben? *Wie* eine Geographie von Menschen schreiben? Wenn ich Inhalt und Form abzustimmen suche, so in einer Suche, einem Vorgehen, das der Unbestimmtheit nachgeht und sie bewahren will. So lange wie möglich.

So hab' ich zunächst begonnen. Mit Konzentration auf den Inhalt: Geo-Graphie *aus* der Welt. Gewisse Vorstellungen und Vorbilder hatte ich, von Zeit zu Zeit borgte ich mir ein paar Sätze von ihnen. Zur Verstärkung. Dann prüfte ich, wie weit die Form meines Schreibens selbst diesen Inhalten gerecht wird. Wenn nicht, gibt

es zwei Möglichkeiten: die Widersprüche so stehenzulassen und sie zu kommentieren oder – sind die Grenzen noch außer Sicht – zurückzugehen und zu korrigieren: insert, delete, erase, replace. Das geschieht spurlos, nicht so, sondern verschwunden unter dem zweidimensionalen Raum der Schrift. Hier geschah es schon einige Male, einige Male habe ich korrigiert, *was* ich geschrieben hatte oder *wie* (am Was hielt ich eher fest und suchte lieber nach den Möglichkeiten im Wie). Nun prüfe ich wieder. Ich lese – laut muß ich lesen! –, lese mir durch, was bis hierher auf dem Papier steht...

Schreibe ich *aus* der Welt? Und Inhalt und Form? An einigen Stellen kommen sie ganz gut zusammen, entwickeln einander sogar. Und die Welt, aus der ich schreibe, mache ich sie deutlich? In gewisser Hinsicht nicht. Denn den Standpunkt, aus dem ich schreibe, beschreiben, das habe ich nicht. Aus welcher erkenntnistheoretischen Position schrieb ich z. B., als ich vorhin empfahl, die erkenntnistheoretische Position in der Form deutlich zu machen, und dann vorschlug, sich *ganz explizit* hinter dem Horizont der Vernunft zu verstecken? Ich kann die Position aber nicht beschreiben, weil ich sie erst entwickle, sie als Standpunkt noch nicht habe, sondern erst als Suchrichtung. Das ist aber interessant! Denn wenn ich sie gefunden hätte, würde ich sie dann beschreiben? Würde ich dann nicht aufhören, *aus* der Welt zu schreiben und *über* sie schreiben? Läßt sich das mit dem *Aus-einer-Welt-Schreiben* überhaupt aufrechterhalten? Pause! In Fällen, wo Aufstehen nicht genügt, wo frische Luft nicht genügt, ein Spaziergang nicht genügt, hilft Geschirrabwaschen meistens (mir Staubsaugen weniger, aber bei POINCARÉ half sogar der Militärdienst!<sup>23</sup>).

Ich glaube, ich habe nicht genügend differenziert, was ich mit Schreiben *aus* der Welt, Geo-Graphie *aus* der Welt, meine. Im bisherigen Text nämlich zweierlei: Erstens ein Arbeiten, das sich als situiert versteht, als etwas, das in bestimmten Situationen oder Kontexten geschieht und aus ihnen seine Möglichkeiten und Grenzen schöpft. Doch zweitens begann, als ich begann, Inhalt und Form aufeinander zu beziehen, «aus der Welt» noch etwas Zusätzliches zu bedeuten: Nicht nur *sich verstehen als* in die Welt eingebunden sein, für die man sich interessiert, sondern auch *praktizieren von* solchem In-die-Welt-eingebunden-Sein.

Für das, worin ich mich vorhin verstrickte, bedeutet dies, daß ich auch die neue erkenntnistheoretische Position, sollte ich sie einmal finden, *aus* der Welt beschreiben könnte, und zwar im ersten Sinn. Damit wird mir klarer, daß ich eigentlich im zweiten Sinn *aus* der Welt schreiben will, daß ich gar keine neue Position suche, sondern eine Suchpraxis, daß mir die sogenannte Standortgebundenheit nicht genügt, wenn ich die Verbindung zu einer Bewegung suche.

In der Welt sein und aus ihr schreiben kann nämlich nicht nur heißen eine Position haben, eine Position im Raum (im Erd-, Gedanken-, Sozial-... Raum als Ordnung bestimmter koexistierender Phänomene<sup>24</sup>) oder eine Posi-

tion in der Zeit (in einer Uhr-, Körper-, historischen... Zeit als Ordnung des nicht zugleich Existierenden), es heißt auch Veränderung. Von Ideen und Menschen. In der Welt sein und aus ihr schreiben heißt auch, geboren werden und sterben, sich entwickeln, sich bewegen und Entwicklungen oder Veränderungen verursachen. Wie aber kann man Veränderung in die Geo-Graphie bringen? Wie schreiben, um in der Entwicklung des Textes den Gesetzmäßigkeiten der Entstehung und Entwicklung von Gedanken zu folgen – den Veränderungen der Gedanken der Menschen, von denen man berichtet, und den Veränderungen der eigenen Gedanken?

Daß das für den universalen Aufklärungssatelliten keine Frage ist, ist keine Frage. Seine Erkenntnis will mit Zeit gar nichts zu tun haben, nicht einmal mit Positionen in der Zeit. Einzig bei der Mitteilung der Erkenntnis muß er sich einer Zeit unterwerfen, der Zeit der Körper, der Bewegung der Augen auf der Zeilenspur zum Beispiel. Aber auch für Konstruktivisten und sogar radikale Konstruktivisten ist die Veränderung im Prozeß der Erkenntnis meist keine Frage. Selbst wenn sie von Erkenntnisprozessen schreiben, ist ihre Erkenntnis immer schon fertig und wird als Prozeß im Text nicht mehr (nach)vollzogen, war ihre Fragestellung immer schon da und frei von den Verschiebungen und Klärungen einer Geburt. Wie schreiben, um in der Entwicklung des Textes den Gesetzmäßigkeiten der Entstehung und Entwicklung von Gedanken zu folgen? Für mich, die ich *aus* der Welt schreiben will, ist das eine Frage. Wen fragen?

Im Zusammenhang mit einem anderen Medium als dem Schreiben, mit der Folge von Bildern im Film, sagt Andrej TARKOVSKY: «Die Entstehung und Entwicklung von Gedanken gehorcht besonderen Gesetzmäßigkeiten. Um diese zum Ausdruck zu bringen, bedarf es zuweilen Formen, die sich von logisch-spekulativen Strukturen deutlich unterscheiden. Meiner Meinung nach steht die poetische Logik den Gesetzmäßigkeiten der Gedankenentwicklung, wie dem Leben überhaupt, erheblich näher als die Logik der klassischen Dramaturgie, (...) die die Bilder durch eine geradlinige, logisch folgerichtige Sujetentwicklung miteinander verknüpft. Eine in solch vagem Sinne «korrekte» Verkettung von Ereignissen zwingt diese gewöhnlich sehr künstlich in eine gegebene abstrakte Ordnung. Doch selbst wenn dem nicht so ist und das Sujet von seinen Akteuren bestimmt wird, stellt sich doch immer wieder heraus, daß die Logik der Bilderabfolge auf einer Banalisierung der komplexen Lebensrealität beruht. Doch gibt es auch eine andere Möglichkeit zur Synthese...»<sup>25</sup> Zum Beispiel die, die TARKOVSKY in seinen Filmen gewählt hat.<sup>26</sup> Kann eine wissenschaftliche Arbeit von «Stalker» was lernen? Und zwar nicht nur von seiner Form, auch von seinem Inhalt? Da sind sie nämlich beide, der Wissenschaftler und der Poet, beide können sie an ihr Ziel nicht direkt herangehen, sondern sich ihm nur auf Umwegen und unter häufiger und von Zufällen beeinflusster Neuausrichtung ihrer Fragestellung annähern. Und beide wollen sie dann, als sie schließlich den Ort

ihres Begehrens erreichen, nicht mehr... Nun, Sie kennen die Geschichte.

Wie schreiben, um der Prozeßhaftigkeit der Erkenntnis zu entsprechen und ein Wissen hervorzurufen, das nicht allein in der Kenntnis von Ergebnissen liegt, sondern in einer Praxis, einer Sicherheit im Unterscheiden, wo sich ergeben und wo widerstehen. Heißt es Gedankenwege anzulegen, ähnlich jenen, die Thornton WILDER (nicht immer nur ich!) bei Gertrude STEIN so vorbildlich findet? «In ihrem Buch *Four in America*», sagt er, «findet man nicht das Ziel und die Summe ihrer Gedanken über die von ihr gewählten Themen; es ist die Wiedergabe ihrer Gedanken von Anbeginn an, wie sie sie über sich hereinbrechen läßt. Es wird vor unseren Augen geschrieben; nicht wie andere Schriftsteller unterdrückt sie Bedenken, Zusammenfassungen, Gedankenverbindungen, noch läßt sie sie weg, um uns das vollständige schöne Resultat ihres Nachdenkens zu geben. Sie zeigt uns den ganzen Prozeß. Von Zeit zu Zeit hören wir sie nach der nächsten Idee tasten; wir hören ihren Freudenschrei, wenn sie sie gefunden hat; zuweilen scheint es mir, als hörten wir sie die bereits ausgeführte Idee wiederholen und sie sozusagen aufpumpen, um die nächste Entwicklung zu erzwingen, die schon verborgen in ihr liegt.»<sup>27</sup>

Angenommen, es gelingt mir, in meine Geo-Graphie als Bewegung zu praktizieren und der Prozeßhaftigkeit der Erkenntnis entsprechend zu schreiben. Bewahre ich darin dann die Qualität des Sprechens? Erfahrungen ausdrücken, ausdrücken in Worten, die Bewegungen sind und Körper, Variation der Stimme... das wollte ich, wollte etwas davon ins Schreiben bringen, was bei meinem Vortrag in Bonn geschah, den Reichtum einer spezifischen Situation im allgemeinen bewahren. Was ist möglich in einer Sprache, die Schrift ist, einer *Geographie*? Mit dieser Frage im Kopf, erinnere ich mich an das Buch von Walter ONG.

In «Orality and Literacy»<sup>28</sup> stellt er die Welten einer mündlichen und einer schriftlichen Kultur und den Übergang von der einen zur anderen dar. Sprache, wird mir klar, wurde völlig anders verstanden, als man sich festgehaltene Worte auf Papier nicht einmal vorstellen konnte. Mit der Entwicklung der Schrift, der Technologien des schriftlichen Festhaltens, lerne ich bei ONG, ändert sich sehr grundsätzlich, was Wissen heißt, und ändert sich auch sehr grundsätzlich, wie wir denken. Wissenschaft, wie sie in Griechenland im 5. Jahrhundert entstanden ist, wäre ohne ein Verständnis von Sprache als geschriebene Sprache undenkbar. Die Idee der analytischen Methode in der Wissenschaft wäre ohne eine bestimmte Technologie der Schrift, ohne alphabetische Schrift, nicht entstanden. Erst alphabetische Schrift läßt das Gedachte als Ding erscheinen, das zerteilbar ist (Buchstaben), dessen Teile auch in anderen Dingen (Worten) vorkommen und in diesen Dingen die gleiche Bedeutung haben – Grundannahmen der analytischen Methode.

Vielleicht hilft mir ONGS Nachdenken des Übergangs zwischen mündlicher und schriftlicher Kultur, seine Be-

schreibung der großen historischen Veränderungen im Verständnis dessen, was Sprache bedeutet, zum Verständnis der momentanen Situation: vielleicht stehe ich mit meiner Frage nach einer Wahrung der Qualitäten des Sprechens im Schreiben, meiner Frage nach einem *Aus-der-Welt-Schreiben*, nach der Wissenschaft von Menschen in einem ähnlichen Übergang? Vielleicht brauchte es eine ähnliche Änderung im Verständnis dessen, was Sprache bedeutet, eine ähnliche neue Technologie mit ähnlich radikalen Wirkungen auf die Struktur unseres Denkens, um das zu kommunizieren, was ich aus der Welt und von Menschen kommunizieren können will? Vielleicht müßte Geo-Graphie zu Geo-?? werden, um das leisten zu können. Und vielleicht ja – wenn das mit dem Übergang stimmt und wenn es stimmt, daß uns nur das Thema werden kann, was seine Selbstverständlichkeit verloren hat – ist sie gerade dabei, das zu werden? Eigentlich wird es jetzt erst spannend!<sup>29</sup>

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Wenn mir meine schriftstellernden Freunde auch versichern, daß ich nicht wirklich schreiben gelernt habe, so hat Gunnar Olsson doch versucht, mich auf die Bedeutung eines bewußten Umgangs mit Metaphern, Rhythmus, Vorsilben u. v. m. aufmerksam zu machen. Ich bin ihm sehr dankbar dafür.

<sup>2</sup> Mit propositionalem Wissen meine ich Aussagen von der Struktur  $A = B$ , die als «Wissen» gelten (z. B. Wale sind Säugetiere, Kühlschränke sind Sondermüll, Federn sind leicht usw.). Sie beanspruchen eine Gültigkeit unabhängig von der Person, die sie macht, und sind als solche allgemein prüfbar und im Lexikon nachzuschlagen.

<sup>3</sup> 1986, p. 80.

<sup>4</sup> 1984, p. 402.

<sup>5</sup> Einige Überlegungen dazu finden sich in meiner Arbeit «Zur Vorgeschichte einer Geographie von Menschen» (1997).

<sup>6</sup> Goodman sucht die Einheit in all diesen Weltbeschreibungen nicht in einem dahinterliegenden Etwas (einem reinen Gegebenen) und nicht – wie Kant – in einheitlichen Bedingungen der Erkenntnis, sondern in einheitlichen Herstellungsweisen von Symbolen (Zerlegung, Gewichtung, Ordnung usw.).

<sup>7</sup> 1984, p. 19.

<sup>8</sup> Diese Relativität der Tat-Sachen ist nicht Beliebigkeit. Zum Finden einer Antwort gehört es, die Frage zu entwerfen. Ist sie einmal bestimmt, ist die Antwort nicht mehr beliebig. Es gibt falsche Antworten genau so, wie es, relativ zu einer Situationsbeschreibung, falsche Fragen gibt.

<sup>9</sup> Präziser gesagt: «... daß sie mit dem Verständnis, das wir vom Menschsein haben, vereinbar sind.»

<sup>10</sup> Siehe dazu G. Lukács (1970), Th. Adorno (1984) oder G. Olsson (1980), auf die ich mich auch in meiner Behandlung dieses Themas in «Obituary for Cartographical Reason» (1998) stütze.

<sup>11</sup> Siehe dazu U. Eisels Aufsatz «Die Räume im Kopf, das Wissen in der Hand», insbes. p. 187.

<sup>12</sup> G. Deleuze, 1995, p. 83.

<sup>13</sup> Siehe «Comedia Geografica» (1987), «Rites of Trespassing» (1994) oder auch «Q.E.D.» (1979b).

<sup>14</sup> So zu schreiben ist jedoch nicht ohne Tücken, insbesondere dann, wenn es nur eine Person, nur eine Autorin ist, die die anderen sprechen läßt: Wenn sie sich nicht sehr darum bemüht, jede Position stark zu machen, ergibt das ein noch viel perverseres Über-andere-Reden, als es in einem linearen Text mit Zitaten der Fall wäre. Den einzelnen Stimmen keine wirklichen Namen zu geben, sondern deutliche Karikaturnamen, mag dies ein bißchen entschärfen, am besten ist es jedoch, auch gemeinsam zu schreiben (oder allein zu schreiben auf der Basis eines tatsächlichen Briefwechsels oder Gesprächs und dann gemeinsam zu editieren).

<sup>15</sup> 1985, p. 9.

<sup>16</sup> D. Harvey, 1982, p. 2 (Fußnote).

<sup>17</sup> Siehe dazu M. Polanyi (1985) oder Reichert, Fry, Heid und Steinemann.

<sup>18</sup> 1985, p. 17 und 18.

<sup>19</sup> Kein Kreis, weil laufend neues «Material» zugeführt wird: Durch das, was sich im Sagen zeigt, wird dem, was sich zeigt (und worüber man etwas sagen kann), Neues hinzugefügt.

<sup>20</sup> So z. B. der rein logische Grund, von dem schon in der vorgehenden Fußnote die Rede war (s. o.): Ein Zusammenfallen von Sagen und Zeigen ist unmöglich, weil das Verstehen der Welt der Welt (dem, was sich zeigt) immer hinterherläuft und jeder zum Verstehen geschriebene Satz (was sich im Sagen zeigt) nur als neues zu Verstehendes auf die Welt kommt.

<sup>21</sup> Diese anderen Gebiete wären als Instanz selbst wieder zu begründen und verschieben daher die Frage nach den Grenzen nur weiter.

<sup>22</sup> Viele sogenannte limitative Theoreme der Logik oder Mathematik, am berühmtesten wohl der Gödelsche Beweis, folgen diesem Weg.

<sup>23</sup> Siehe seine Schilderung des Erkenntnisprozesses bei der Lösung mathematischer Probleme (1914, p. 43/44).

<sup>24</sup> Zum Verständnis von «Raum» als Ordnung des Koexistierenden und zur Einordnung des vorherrschenden Raumverständnisses von GeographInnen (Raum = Erdoberfläche) als spezieller Anwendungsbereich dieses Raumbegriffes siehe mein Buch «Räumliches Denken» (1996). In «Zur Vorgeschichte einer Geographie von Menschen» (1997) habe ich, was ich dort geschrieben habe, etwas weiterentwickelt und klarer gegliedert.

<sup>25</sup> 1986, p. 20, übers. D. R.

<sup>26</sup> Von Filmen wie «Iwans Kindheit» (1926), «Anrej Rubljow» (1966), «Solaris» (1972) oder «Stalker» (1979).

<sup>27</sup> In der Einleitung von G. Stein, 1985, p. 22.

<sup>28</sup> W. Ong, 1982

<sup>29</sup> «Nun kann aber die Entscheidung, die dem Werk ein Ende setzt, nur durch äußere Faktoren, die dem Werk fremd bleiben, bestimmt sein. (...) (I)n Wahrheit ist der Abschluss eines Werks nur ein Aufgeben, ein Aufhören, das man stets als zufällig ansehen kann innerhalb einer Entwicklung, die immer noch hätte fortlaufen können.» (P. Valéry, 1985, p.

## Literatur

- ADORNO, Th. (1984): Negative Dialektik. 3. Auflage, Suhrkamp, Frankfurt.  
 ANZALDÚA, G. (1987): Borderland/La Frontera. Aunt Lute Books, San Francisco.  
 BARTHES, R. (1977): Image, Music, Text. Fontana Press, London.  
 DELEUZE, G. (1995): Die Falte. Leibniz und der Barock. Suhrkamp, Frankfurt.

- EISEL, U. (1997): Die Räume im Kopf, das Wissen in der Hand. Über den Zusammenhang von exakten Phantasien und Identität. In: STEINER, D. (Hrsg.): Mensch und Lebensraum. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- GOODMAN, N. (1984): Weisen der Weiterzeugung (engl. Original: «Ways of Worldmaking»). Suhrkamp, Frankfurt.
- HARVEY, D. (1982): Limits to Capital. Basil Blackwell, Oxford.
- LUKÁCS, G. (1970): Geschichte und Klassenbewußtsein. Luchterhand, Darmstadt.
- ONG, W. (1982): Orality and Literacy. Methuen, London.
- OLSSON, G. (1980): Birds in Egg / Eggs in Bird. Pion, London.
- POINCARÉ, H. (1914): Die mathematische Erfindung. In: Ders. (1914): Wissenschaft und Methode. Teubner, Berlin, p. 35–52.
- POLANYI, M. (1985): Implizites Wissen. Suhrkamp, Frankfurt.
- REICHERT, D. (1987): Comedia Geographica. In: Society and Space (Environment and Planning D), 5/87, p. 335–342.
- REICHERT, D., und JENSEN, O. M. (1994): «Rites of Trespassing» In: FARINELLI, F., OLSSON, G., und REICHERT, D. (Eds.) (1994): Limits of Representation. Accedo, München, p. 67–80.
- REICHERT, D. (1996): Räumliches Denken. Verlag der Fachvereine, Zürich.
- REICHERT, D. (1997): Zur Vorgeschichte einer Geographie von Menschen. (Zu Selbstreferenz ohne Zirkularität und in sich geschlossene Einheit.) Dissertation an der Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.
- REICHERT, D. (1997b): Quod erat demonstrandum. – Nochmals: Wie betreibt man Geographie am Ende der Geschichte? In: EISEL, U., u. a.: Geographisches Denken. Festschrift für G. Hard, Urbs et Regio.
- REICHERT, D. (1998): Obituary for Cartographical Reason. In: Ethics, Place and Environment.
- REICHERT, D., gemeinsam mit P. FRY, C. HEID und U. STEINEMANN: Wissenschaft als Erfahrungswissen.
- SCHRÖDINGER, E. (1986): Geist und Materie. Diogenes, Zürich.
- SCHÜTZ, A., und LUCKMANN, Th. (1984): Strukturen der Lebenswelt. Bd. 2, Suhrkamp, Frankfurt.
- STEIN, G. (1985): Was sind Meisterwerke? Arche, Zürich.
- TARKOVSKY, A. (1986): Sculpting in Time. Univ. of Texas Press, Austin.
- VALÉRY, P. (1991): Dichtkunst und abstraktes Denken. In: Ders. (1991): Zur Theorie der Dichtkunst. Band 5 der Gesammelten Werke. Insel, Frankfurt, p. 141–172.
- VALÉRY, P. (1995): Der künstlerische Schaffensprozeß. In: Ders. (1995): Zur Ästhetik und Philosophie der Künste. Band 6 der Gesammelten Werke. Insel, Frankfurt, p. 162–177.
- WITTGENSTEIN, L. (1982): Tractatus logico-philosophicus. Suhrkamp, Frankfurt.
- WITTGENSTEIN, L. (1984): Philosophische Untersuchungen. Suhrkamp, Frankfurt.